

Erinnerungen

Angela Bauer

Angeregt durch Michael Alberts Bericht über den Mariendorfer Volkspark, habe ich auch einmal in meiner Erinnerungskiste gekramt. Was zum Vorschein kam, war das achteckige Entenhaus auf der Insel im Klaren See (Alter Park) und ein Geräteschuppen im Francke-Park, von dem ich einige Zeit glaubte, dass dort das Dornröschen schläft. Da aber in Neu-Tempelhof unser Zuhause war, hat der Parkring im Herzen der Gartenhaussiedlung dort die stärksten Eindrücke bei mir hinterlassen.

Es tut gut, neben seinem Weg ein paar grüne Büsche zu haben.

Zwischen dem Platz der Luftbrücke und dem S-Bahnhof Tempelhof wechselten wir gerne vom Bürgersteig der Wohnhausseite auf den gegenüber liegenden Fußweg hinüber. Er verlief – vom Verkehr wenigstens optisch durch ein schmales Gebüsch getrennt – am Zaun des Rollfeldes entlang. Der Lärm war derselbe, aber dort schien die Luft frischer zu sein. Außerdem entspannt der Anblick von Grünem, ohne einen gleich zu ermüden. – Entschied man sich deshalb, wenn es neue Schultafeln gab, für die Farbe Grün?

Auch der Neu-Tempelhofer Parkring schien in einem Grünstreifen seinen Anfang zu nehmen, falls ein Ring überhaupt einen Anfang hat. Ich meine den Mittelstreifen im Bundesring, der mit Rasen, Büschen und Bäumen bepflanzt war, Abstand schuf und die Sicht auf die gegenüber liegende Seite nahm. Im angrenzenden **Rumey-Plan** fand sich an seiner Stelle schon eine ganze Parkfläche, die sich zwischen die Fahrbahnen drängte. Zwar gab es in den 50er und 60er Jahren hier keinen Rosengarten, aber das Glitzern der austreibenden Spiersträucher nach einem Aprilschauer oder die knallgelben Forsythien, deren Üppigkeit so gar nicht in unseren kargen Frühling zu passen schien, sind mir gerade von meinen morgendlichen Praktikantengängen ins St. Joseph Krankenhaus in lebhafter Erinnerung geblieben – nicht zu vergessen die üppig beladenen Ebereschen im Spätsommer und Herbst.

Mit dem Blick auf die **Katholische Kirche Judas Thaddäus** fällt mir auch ein Tag aus meiner Grundschulzeit wieder ein. Es war in den Weihnachtsferien. In Begleitung einiger Mütter hatten wir uns vor dem Portal eingefunden. Es war kalt, und auch das Orgelspiel, das bis zu uns herausdrang, konnte uns weder die Zeit noch die klammen Füße vertreiben. Drinnen schien es nicht anders zu sein, denn plötzlich wurde die Tür aufgestoßen, und ein Ministrant stürmte heraus: „Orjelt wie varückt –“, rief er uns aufgebracht zu, während er sich mit Laufen und Arme schlagen ein wenig Wärme verschaffte, „dabei is keener da!“ – Mit „keener“ war natürlich die Hochzeitsgesellschaft gemeint, auf die auch wir warteten. Das heißt, eigentlich interessierte uns nur die Braut, weil sie unsere Klassenlehrerin war: Fräulein Johanna Fest, Schwester des Journalisten und Hitler-Biografen Joachim Fest. Aber davon wussten wir damals noch nichts.

Durch den Werner-Voss-Damm unterbrochen, fand die Parkkette – seitlich versetzt – ihren Fortgang im **Bäumerplan**. Hier gab es nun keine schnurgeraden Wege und rechten Winkel – eine Entscheidung, die uns Passanten eine willkommene Abwechslung bot, denn wir waren ja täglich auf denselben Wegen zu Fuß unterwegs: Wir gingen zum Kindergarten, gingen zur Schule, gingen zum Bahnhof, zur Bastelgruppe und zum Musikunterricht. Wir gingen spielen. Wir gingen zur Bücherei. Wir gingen die Freundin besuchen; und als es jemanden gab, mit dem wir „gingen“, haben wir tatsächlich einen nicht unbeträchtlichen Teil unserer gemeinsamen Zeit gehend verbracht. Mit freien Wiesenflecken lud der Bäumerplan-Park zum Lagern und Spielen, mit seinen Bänken zum Ausruhen ein. Von einem Buckel am Loewenhardtamm rutschten wir, sobald genug Schnee gefallen war, mit unseren Schlitten hinab. Nur zwischen dem St. Joseph-Krankenhaus und dem Schulgebäude, in dem auch unsere Aska vorübergehend einmal beheimatet war, verschmälerte sich die Anlage zu einem von Hecke und Platanen begrenzten Weg.

Eine solche Parkkette würde ganz sicher auch zwischen Wolkenkratzern ihre entspannende Wirkung entfaltet haben. Aber in Neu-Tempelhof war sie als verbindendes Element einer Gartenhaussiedlung gedacht, was ihren Erholungswert erheblich gesteigert hat. Nicht nur, dass ihre Lage dadurch viel ruhiger war, ihr Grün ging auch fließend in das der angrenzenden Gärten über. Ja, es grünte dort stellenweise noch üppiger als in den Parks: Efeu, Rosen, wilder Wein und Je-länger-je-lieber hingen über Gartenmauern und Lauben. In den geräumigen Sackgassen versperrten Baum bestandene Inseln den Blick. Durch verschieden tiefe und breite Vorgärten, durch zurückweichende Häuserfronten wurden Plätze geschaffen und der Eindruck von Gleichheit und Langeweile vermieden. Es gab die Dungwege, die der Bewirtschaftung der rückwärtigen Gärten dienten. In ihnen war es an heißen Sommertagen besonders kühl. Außerdem ließ sich dort auch mal ein Blick in die Hausgärten erhaschen. Ja, wir nutzten – als Abkürzung oder Umweg – die stillen, verträumten Wohnstraßen dieser Gartenhaussiedlung, die „Weg“ hießen oder „Ring“, „Steig“ oder „Zeile“. Damals waren sie kaum jemals zugesperrt.

Manch einer vertritt die Ansicht, die Siedlung sei viel zu idyllisch gewesen. Wie alle Ansichten hängt natürlich auch diese vom Standort ihres Betrachters ab. Wer kann schon einem Gebäude ansehen, welche Gedanken in ihm zuhause sind? Und was ist überhaupt dagegen einzuwenden, wenn sich einer abends in beschaulicher Umgebung ausruhen will – solange er in der Lage bleibt, am anderen Morgen in einer ganz anderen Welt zu bestehen? – Und was heißt schon Idylle? Ein einziges Radio in einem offenen Fenster –, soll der Religionsphilosoph Romano Guardini einmal gesagt haben –, und der Sonntagsfrieden sei hin. –

Jenseits des Loewenhardttdamms ging das bisher flache Gelände plötzlich in eine Tal artige Senke über. Mit dem vorhandenen Teich (Kynast-Teich) bot sich nun erstmals auch das Wasser als Gestaltungselement für den Parkring an. Auf dem südlichen Weg ging es, auf halber Höhe an einer Trauerweide vorbei, durch die hallenden Gewölbe der Boelcke-Brücke. Hatte man diese hinter sich gebracht, öffnete sich ein lichter, sonniger Raum, in dem an Frühlingstagen beinahe schon eine mediterrane Sonne schien, während über unseren Köpfen der Märzwind pfliff. Flankiert von zwei flachen Wasserkanälen erstreckte sich auf dem Talgrund eine – leider etwas zu feuchte Liegewiese –, die über geländerlose (!) Holzbrücken zu erreichen war. Die Talwände hatte man durch Terrassen und kurze Treppen begehbar gemacht. Dort gab es Bänke zwischen schön kombinierten Stauden, Büschen und einjährigen Blumen. Die ganze Talwand war grün.

Größter Anziehungspunkt für uns Kinder und vermutlich Namensgeber für den gesamten Park war der Bereich um das steinerne Nilpferd am östlichen Ende, das – wie in einer riesigen Uhrglasschale – in einer gepflasterten Mulde („Planschbecken“) stand. Während der warmen Jahreszeit war hier immer Betrieb, denn dieses Nilpferd wurde aus kreisförmig angeordneten Wasserdüsen bespritzt. Mehr nicht? Nein, mehr war es nicht, aber für uns Kinder Grund genug, hier unsere üblichen Spiele noch lautstärker als sonst in ihrer patschnassen Version aufzuführen. Während die Kleinen also mit Schaufel, Eimer und Förmchen anrückten, schmetterten sich die Großen spritzende Bälle zu, spielten Jagen, Fangen und Schubsen, verstopften die Düsen oder schraubten an ihnen herum – Wasserspiele im wörtlichen Sinn. Doch sie bildeten nur das Drumherum, denn die Hauptsache war, auf das Nilpferd zu krabbeln, um dann über seinen runden Rücken hinunter zu rutschen. Dafür standen wir an. Es gab verschiedene Kniffe, um hinauf zu gelangen. Für ungelenke Naturen wie mich bot sich der Tritt hinter das Nilpferdohr mit anschließendem Umfassen des nassen Steinrückens an. Es ist mir ein Rätsel, wie ich das ohne Saugnäpfe an den Fingern fertig gebracht habe. –

Wie es überhaupt zu dieser Tal artigen Senke kam, habe ich mich beim Aufschreiben dieser Erinnerungen gefragt. Haben wir es – wie etwa beim Klaren See (Alter Park) oder dem Krummen Pfluhl (Francke-Park) – mit einem Relikt der Eiszeit zu tun? Schließlich habe ich mich an das Tief- und Landschaftsplanungsamt des BA Tempelhof-Schöneberg von Berlin, Abt. Bauwesen gewandt. Es gelte als sicher, bestätigte mir Carsten Spaeter, dem ich an dieser Stelle noch einmal für seine rasche Auskunft danke, dass man für den Bau dieses Parks eine vorhandene Wasserfläche, die möglicherweise eiszeitlichen Ursprungs sei, in ost-westlicher Richtung erweitert habe.*

Um meinen virtuellen Rundgang im Planschbecken zu beenden, gehe ich – diesmal an der nördlichen Talwand – zur Unterführung der Boelcke-Brücke zurück. Zu beiden Seiten ihrer Mittelpfeiler hatte man je ein großflächiges Watbecken geschaffen, das aber im Dauerschatten und Zugwind lag. So war es mir dort mit Ausnahme der Hundstage immer zu kalt. Der alte Kneipp hätte natürlich seine Freude daran gehabt, war der Boden doch zusätzlich noch mit Kieseln bedeckt. Wenn überhaupt, habe ich diese Becken nur mit zusammengebissenen Zähnen betreten.

Ich gehe weiter auf dem nördlichen Weg, der unterhalb des Wolfrings verlief. Er eröffnete den Blick auf die Mauer hinter dem Kynast-Teich, hinter der sich die Fundamente des Loewenhardttdamms verbargen. Als Kind habe ich diese Parkecke des sonst schönen und englisch anmutenden Landschaftsparks immer gemieden. Durch Gehwege nicht erschlossen, lag er abgeschieden, noch dazu im unübersichtlichen Schatten – ein eher gruseliges Ort, an dem sich ein gotischer Ruinenbau sicher gut gemacht hätte, wie man ihn in englischen Landschaftsgärten der Romantik findet. Allerdings hätte er sich mit dem Verkehrslärm des Loewenhardttdamms bestimmt nicht vertragen. Nein, mit dem Natur belassenen Teich und der bastionsartigen Mauer prallten für mich zwei Welten zusammen, die sich in ihrer Wirkung nicht unterstützten. Da half auch der Wasserfall in der Mauer nichts, der auch viel zu selten mal in Betrieb war.

Das Konzept der Neu-Tempelhofer Gartenhaussiedlung mit ihren Parks (public greens) geht auf englische Gartenstädte zurück, was nicht verwundert, denn man hatte sich in England seit dem Mittelalter Gedanken über Vorzüge und Nachteile des Land- und Stadtlebens gemacht und sich frühzeitig so gründlich für das Stadtleben entschieden, dass unter den **vorwiegend** Städte bewohnenden Gesellschaften nun der englischen auch der Erfahrungsvorrang gebührt. Als Mitte des 17. Jahrhunderts der Diskurs „Monarchie oder Republik“ den Stadt-Land-Konflikt abgelöst hatte, lag die Einwohnerzahl von London immerhin schon bei einer halben Million. Weil aber auch Künstler wie Maler und Dichter ihren Anteil an der Debatte hatten, hinterließ sie in der Kulturgeschichte des Landes eine erfreuliche, anregende und, wenn wir Andrew Marvells Gedichte aus der Mitte des 17. Jahrhunderts lesen, sogar grüne Spur: Zwar werden der „grüne Frosch“ oder das „grüne Gras“ noch nicht aufhören lassen, aber spätestens mit dem „grünen Serail“ oder der „grünen Nacht“ schafft er es, seine Leser stutzig zu machen. Und weil Grün nicht nur ihm als die Farbe des Leben erscheint, das sich welkend von Neuem erschafft, hat er es in seinem Gartengedicht als Attribut neben den Gedanken gestellt – der „grüne Gedanke im grünen Schatten“, zu dem der Geist findet, indem er sein bisher geschaffenes Werk zerschlägt: „... annihilating all that's made to a green thought in a green shade.“ – Damit hat er im Grunde allen, die befürchten in ihrer Idylle zu ersticken, schon damals einen Fluchtweg genannt. –

Ob der Bunker jenseits der Manfred-von-Richthofen-Straße noch steht? Auf ihm sind wir gerne mit unseren Rollschuhen gefahren, was allerdings wegen des fehlenden Geländers untersagt war. Und ob es die Fichten im angrenzenden Park zwischen Schreiber- und Wolfring noch gibt? Sie seien so alt wie ich, hieß es in unserer Familie. Damit bezog man sich auf eines jener viel zu kleinen Schwarz-Weiß-Fotos im breiten, gezackten Rahmen, auf dem ein nicht näher zu identifizierender Pummel mit Strickmütze vor frisch eingesetzten Weihnachtsbäumchen zu sehen war.

Doch inzwischen bin ich wieder im Bundesring, wo der Parkring mit einem bepflanzten Mittelstreifen beginnt ... Mein nächster Spaziergang, beschließe ich, wird ein reeller sein.